

PALLIATIVMEDIZIN Habichtswalderin berichtet von ihrer Zeit im Marienkrankenhaus

Im Sterben noch einmal Leben gefunden

Die Begegnung mit dem Tod bewegt uns. Dennoch ist das Sterben ein Tabuthema. Birgit Bechtel verbrachte die Wochen vor ihrem Tod auf der Palliativstation im Marienkrankenhaus Kassel.

VON ANTIJE THON

Habichtswald – An dem Tag, an dem ihr Schicksal besiegelt ist, scheint die Sonne. Birgit Bechtel aus Habichtswald kann die Worte nicht vergessen, die im Frühling 2021 ihr Leben aus den Fugen reißen. Der Arzt teilt ihr mit, dass ein unheilbarer kleinzelliger Krebs sich in ihrer Lunge eingenistet hat. An Ostermontag ist sie im Palliativmedizinischen Zentrum des Marienkrankenhauses in Kassel gestorben. Sie möchte, dass nach ihrem Tod mehr Menschen von der Arbeit auf der Station erfahren.

Als ihr der Arzt vor einem Jahr die tödliche Diagnose übermittelt, bleibt ihr kaum Zeit, die Nachricht zu verdauen. Die nächste Hiobsbotschaft kommt wenige Wochen später: Der Krebs hat gestreut, acht Metastasen sitzen im Kopf. Sie lässt Chemo, Immuntherapie und Strahlentherapie über sich ergehen – alles wehert es. Fast sieben Monate dauert es, bis die 60-Jährige aus ihrer Schockstarre erwacht und für sich das einzig Richtige tut. Im Dezember nimmt sie Kontakt zur Palliativstation des Marienkrankenhauses auf.

„Im Sterben habe ich dort noch einmal Leben geschenkt bekommen“, sagt Bechtel einige Wochen später. Diese Erfahrung hat die Frau, die keine Familie hat und um die sich eine Handvoll Freunde kümmert, dazu bewegt, am Beispiel ihres

Schicksals andere zu sensibilisieren und die Möglichkeiten aufzuzeigen, die die moderne Medizin Sterbenden bietet. „Sterben ist in unserer Gesellschaft nach wie vor ein Tabuthema. Gerade auf dem Dorf ist es doch so, dass man von den Angehörigen erwartet, dass sie ihre Familienmitglieder beim Sterben begleiten.“ Doch es ist nicht jedem gegeben, im Angesicht des nahenden Todes die passenden Worte zu finden, das Richtige zu tun. Manchen Angehörigen gelingt es nie, die Beklommenheit abzulegen. Wieder andere steigern sich bis zur Selbstzerstörung in die Aufgabe hinein, die ihnen das Schicksal zugeteilt hat.

„ Ganz bewusst blicke ich zurück auf mein Leben, und ich kann sehen, was ich geleistet habe.“

Birgit Bechtel

Dem Palliativteam gelingt es, Birgit Bechtel aus ihrer Endzeitstimmung zu holen, die sie zuvor dazu gebracht hatte, sich von vielen Menschen abzuwenden. Sie weiß, dass sie sterben wird. Ein Urteil, auf das sie jeden Tag anders reagiert. Oft ist da tiefe Traurigkeit, mal ist sie wütend, fast immer fühlt sie sich gefangen in ihrer Angst, nur selten kann sie ihr schweres Los akzeptieren. „Ich hatte mich total zurückgezogen und einfach nur abgewartet, was da so kommt an Therapie.“ Was Hoffnung versprach, wurde probiert. Doch bei den Behandlungen treten Komplikationen auf.

Als sich Ende vergangenen Jahres andeutet, dass das therapeutische Repertoire erschöpft ist, rät ihr der Hausarzt, Hilfe beim Palliativteam



Fühlt sich auf der Palliativstation des Kasseler Marienkrankenhauses gut aufgehoben: Birgit Bechtel aus Habichtswald im Gespräch mit Gesundheits- und Krankenpflegerin Lara-Sophie Wehr.

FOTO: ANTIJE THON

zu suchen. „Ich hatte da zunächst meine Probleme. Auch weil ich glaubte, jetzt stehe ich am Ende.“

Zeit, wichtige Dinge zu regeln

Aber es ist nicht so, dass die Menschen hier in Reihe liegen und einer nach dem anderen wegstirbt“, schildert sie vor einigen Wochen ihre Gedanken. Aus der zunächst ambulanten Betreuung wird im Februar eine stationäre. Sie bekommt Musiktherapie, Maltherapie, Gesprächs-

therapie und Physiotherapie. Gegen die Schmerzen erhält sie Morphium, gegen die Luftnot Sauerstoff. Die Habichtswalderin lernt andere Patienten kennen, die denselben Weg vor sich haben, und die wie sie nicht wissen, wann sie auf die Zielgerade einbiegen werden. Mit ihnen redet sie viel, spricht direkter, muss nichts erklären. „Die haben dieselben Ängste, denselben Kummer.“ Die Gespräche empfindet sie als erlösend und wohltuend. Viel Zuwendung bekommt sie auch von den Mitgliedern des Palliativteams. „Da

schaufte keiner auf die Uhr, wenn er gefordert ist.“ In den ersten Tagen auf der Station erhält Birgit Bechtel fast keinen Besuch. Das fällt einer Schwester auf, und sie fragt nach. „Ich habe Angst, meine Angst in den Augen der Freunde zu sehen.“ Die 60-Jährige lässt sich von den Vorzügen der Besuche überzeugen, sie tippt ein paar Nachrichten in ihr Smartphone. Alle kommen sie nacheinander vorbei. Auf der Dachterrasse rauchen sie Zigarillos, trinken auch mal ein Bier und lassen sich von der Frühlingssonne wärmen. Es wird

mehr gelacht, als gewohnt. Bechtel, die sich in ihrem Job als Sozialpädagogin für andere eingesetzt und in der Kommunalpolitik in ihrer Heimatgemeinde mitgemischt hat, nutzt die verbleibende Zeit, wichtige Dinge zu regeln. „Ich sehe es mittlerweile als Geschenk, mich auf den Tod vorbereiten zu können. Ganz bewusst blicke ich zurück auf mein Leben, und ich kann sehen, was ich geleistet habe.“

Drei Mal darf Bechtel die Station verlassen und für wenige Tage zurück nach Hause. „Für mich ist das das Größte. Auch weil ich weiß, dass ich zum Sterben zurück auf die Station darf und nicht allein gelassen werde.“ Daheim in Ehlen steht am Fenster mit Blick in den Garten ein Krankenbett. Sie hat ihre beiden Kater um sich, von denen sie sich schon mehrfach schweren Herzens verabschiedet hat. Regelmäßig schaut das ambulante Palliativteam nach ihr. Es ist rund um die Uhr erreichbar und im Notfall schnell zur Stelle.

In der Woche vor Ostern verschlechtert sich ihr Zustand plötzlich dramatisch. Birgit Bechtel kommt zurück auf die Palliativstation, sie schläft viel und ist kaum noch ansprechbar. In einer Vase stecken Frühlingsblumen. Zwei kleine Engel stehen auf einem Bord dem Bett gegenüber. Über die Stille im Raum legt sich Meeresrauschen, das von einer CD abgespielt wird. Die Habichtswalderin liebt das Meer. Das Atmen strengt sie an, sie ist unruhig. Die Pfleger schauen nun oft nach ihr, streicheln ihr übers Gesicht. Freunde kommen, halten ihre Hand, reden mit ihr in dem Wissen, dass da keine Antwort mehr kommen wird. Sie verabschieden sich ein letztes Mal von ihr.

Es schmerzt, wenn der soziale Tod dem physischen vorausgeht

Ärztin Dr. Nina-Kristin Eulitz über Palliativmedizin und die Bedürfnisse sterbender Menschen

Kassel – Seit April 2021 gibt es am Marienkrankenhaus Kassel die Palliativmedizin. Mit deren Leiterin Dr. Nina-Kristin Eulitz sprach HNA-Redakteurin Antje Thon.

Frau Dr. Eulitz, warum geht es bei einer palliativen Behandlung?

In unser Palliativmedizinisches Zentrum im Marienkrankenhaus Kassel kommen Menschen, die an einer lebenslimitierenden, fortschreitenden Erkrankung leiden, die so weit fortgeschritten ist, dass die damit einhergehenden Symptome den Alltag der Erkrankten und deren soziales Umfeld schwer beeinträchtigen. Unsere Aufgabe ist es, alle belastenden Symptome – wie z. B. Schmerzen, Übelkeit, Atemnot, aber auch schwere Schlafstörungen oder Ängste – zu behandeln, damit diese verschwinden oder erträglich werden.

Was unterscheidet ein Hospiz von der Palliativmedizin?

Die Unterschiede liegen in der Besetzung und der therapeutischen Ausrichtung. In einem Hospiz wird die Versorgung durch Palliative-Care-

re-Fachpflegekräfte geleistet, die durch Ehrenamtliche unterstützt werden. Bei den versorgten Menschen sind lebensverlängernde Therapien abgeschlossen. Der Fokus liegt auf Symptomkontrolle.

Auf einer Palliativstation arbeiten Palliative-Care-Fachpflegekräfte mit Ärzten, Psychologen, Seelsorgern, Physiotherapeuten, Sozialarbeitern, Musiktherapeuten, um in einem ganzheitlichen Zugang einen Weg zu finden, belastende Symptome möglichst rasch zu kontrollieren. Dazu werden alle Möglichkeiten der modernen Medizin genutzt. Eine Palliativstation ist ein Ort der Krisenintervention. Der überwiegende Teil der Krisen kann überwunden werden, sodass die Betroffenen in ihr Lebensumfeld zurückkehren können. Ist dies nicht mehr möglich, wird die Palliativstation zum Ort der Sterbebegleitung.

Was könnten die Gründe dafür sein, dass Betroffene vor einer palliativen Betreuung zurückschrecken?

Das Wort „palliativ“ wird häufig mit Todesnähe assoziiert und daher gefürchtet. Das ist sehr schade, da eine



Dr. Nina-Kristin Eulitz leitet die Palliativmedizin im Marienkrankenhaus Kassel.

Palliativversorgung nichts über die Länge der verbleibenden Lebenszeit aussagt. Bei bestimmten Erkrankungen behandeln wir Menschen sowohl auf unserer Palliativstation als auch mit unserem ambulanten Team manchmal über Jahre hinweg.

Was ist der richtige Zeitpunkt für den Beginn mit der palliativen Betreuung?

Wer unter den Symptomen einer fortschreitenden, weit fortgeschrittenen Erkrankung leidet, darf Palliativversorgung in Anspruch nehmen und wird Linderung erfahren. Zusätzlich steht die

Palliativmedizin aber auch ab Zeitpunkt der Diagnose einer lebenslimitierenden Erkrankung als Dialogpartner zur Verfügung. Der Hausarzt kann ein einmaliges palliatives Beratungsgespräch vorsehen, das Klärung bringt.

Menschen, die zu Ihnen kommen, wissen, dass ihnen nur noch eine begrenzte Zeit bleibt. Was hilft Sterbenden in dieser Situation, abgesehen von einer lindernden Medizin?

Palliativversorgung ist ein Schutzraum, in dem ein multiprofessionelles Team mit den Erkrankten und ihren Zugehörigen genau danach fragt: „Was ist jetzt in dieser Situation wichtig?“ Bereits dieses Angebot ist hilfreich und lindert Ängste.

Die Antworten sind unterschiedlich. Für den einen kann es hilfreich sein, noch einmal ein Gespräch mit einem wichtigen Menschen zu führen, zu dem der Kontakt abgerissen war; einem anderen kann es helfen, die Bilder, die vom Grund der Seele aufsteigen, nicht mehr zu unterdrücken, sondern begleitet anzuschauen. Manchmal kann noch kurz vor dem Tod

Versöhnung und ein Stück inneres Heilwerden gelingen. Man kann sagen, dass Zuwendung, Da-Bleiben, Offenheit, Wertschätzung für das gelebte Leben und Akzeptanz der individuellen Schwerpunkte für Sterbende hilfreich sind.

In unserer heutigen Zeit fühlt es sich so an, als hätten wir es verlernt, mit Menschen, die in naher Zukunft sterben werden, zu reden. Wie lässt sich diese lähmende Sprachlosigkeit überwinden?

Man kann sich informieren, mit anderen austauschen und Gespräche üben. Dazu gibt es Kurse: z. B. „Letzte Hilfe-Kurs“ bei der APFH Nordhessen oder Vorbereitungskurse für ehrenamtliche Mitarbeiter bei Hospizdiensten. Es ist wichtig zu wissen, dass es für die Erkrankten sehr schmerzhaft ist, wenn der soziale Tod dem physischen vorausgeht. Wenn man sich ein Herz zu einem Telefonat oder einem Besuch fasst, darf man die eigene Unsicherheit abbenennen – und wahrscheinlich wird das die Sprachlosigkeit am ehesten verfliegen lassen. Sterben ist bis zum Schluss Leben.

Haben Sie Angst vorm Sterben?

Aus meiner jetzigen Lebenssituation gesprochen, sage ich: Nein, ich habe keine Angst vor dem Sterben, aber sehr großen Respekt. Ich denke, dass der Sterbeprozess die letzte große Reifungsaufgabe unseres Lebens ist, bei der alles Überflüssige und Oberflächliche entfernt wird. Ich hoffe, dass ich dann Menschen an meiner Seite haben werde, die mich helfen, und dass mich mein Glaube trägt.

FOTO: AXEL SAUERWENNHART

ZUR PERSON

Dr. Nina-Kristin Eulitz ist Anästhesistin, Palliativmedizinerin und Schmerztherapeutin. Die 51-jährige Ärztin ist seit fast 20 Jahren in der stationären und ambulanten Palliativmedizin tätig. Seit April 2021 ist Dr. Eulitz die ärztliche Leitung der Palliativmedizin im Marienkrankenhaus Kassel. Hier arbeitet die Medizinerin mit einem sehr erfahrenen und gut vernetzten Expertenteam zusammen. Dr. Eulitz ist verheiratet. ant